

# Der elektronisch gespeicherte Konjunktiv : das Institut für deutsche Sprache in Mannheim

Autor(en): **Moser, Hugo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **24 (1968)**

Heft 2

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420945>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Abkürzungen werden ohne Zweifel noch mehr ins Kraut schießen. Aber es sind doch Grenzen gesetzt. Viele Abkürzungen werden nämlich außerhalb eines engbegrenzten Fachkreises gar nicht verstanden oder höchstens mit Hilfe eines „Aküschlü“, eines Abkürzungsschlüssels. Und wem macht das schon Spaß?

Wenn man unter den neu geprägten Abkürzungen Wörter wie „Metzg“ für Metzger, „Maj“ für Major und „Dbrch“ für Durchbruch liest, muß man sich schon fragen, ob da nicht einfach die *Mini-Mode* zum Zuge kam. Wenn da jed mmach wollte, wäre d Dud bald ubb.

Erfreulich ist, daß in der Verfügung des Militärdepartementes die überlieferte Schreibweise der Umlaute ausdrücklich beibehalten wird, nämlich ä, ö und ü, weniger erfreulich, daß „Stunde“ neuerdings mit *h* abgekürzt wird. Das alte Zöpfchen aber, das baumelt noch immer: „die Kompagnie“ — dem Sprachgebrauch zuleid, der Kürze zum Trotz.

## Der elektronisch gespeicherte Konjunktiv

*Das Institut für deutsche Sprache in Mannheim*

*Von Hugo Moser*

Mannheim, am Friedrichsplatz im Jugendstil mit dem Wasserturm und den Wasserspielen. Unter den Arkaden befindet sich ein bescheidenes Schild: „*Institut für deutsche Sprache*“. Mancher Ausländer steigt die drei Treppen empor, fragt, ob er hier Deutsch lernen könne, und muß zu seiner Enttäuschung erfahren, daß er sich an die falsche Stelle gewandt hat. Denn dieses „*Institut für deutsche Sprache*“ ist ein Forschungsinstitut.

Es hat 1965 seine Arbeit aufgenommen. Schon mehrere Jahre vorher war in einem Kreis von Forschern, die sich mit der deutschen Sprache beschäftigen, der Plan erörtert worden, ein solches Institut ins Leben zu rufen. Es nimmt alte Pläne früherer Forschergenerationen auf, die bis in die Zeit von Leibniz zurückreichen; schon dieser hatte eine Forschungs- und Pflegestätte für deutsche Sprache gefordert, und der Wunsch, eine solche Stelle für die wissenschaftliche Beschäftigung mit der eigenen

Sprache ins Leben zu rufen, war nie mehr erloschen. Die Notwendigkeit, einen Mittelpunkt, einen losen Zusammenschluß von Gelehrten, vor allem für die Beobachtung und Erforschung der deutschen Gegenwartssprache zu schaffen, war immer drängender geworden. Abgesehen von Ansätzen an einzelnen Arbeitsstellen, dem Grimmschen Wörterbuch in Göttingen, den Universitätsseminarien in Bonn, Heidelberg, Saarbrücken, der Duden-Redaktion, dem Arbeitskreis „Sprache und Gemeinschaft“, bestand in Westdeutschland kein wissenschaftliches Institut, das sich in größerem Rahmen und systematisch mit der deutschen Hoch- und Schriftsprache befaßte; durch den Deutschen Sprachatlas in Marburg war zusammen mit dem Deutschen Spracharchiv in Münster nur die regionale Sprachforschung gesichert. Lediglich in dem Institut für deutsche Sprache und Literatur an der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Ostberlin gab es eine großzügig ausgebaute Forschungsstätte, die sich auch den Problemen der heutigen deutschen Hochsprache widmete.

Welches sind nun die Arbeiten und Ziele dieses Instituts? Zunächst einmal galt es, die bestehenden Ansätze zusammenzuführen. Vor allem ist sodann eine systematische Bestandesaufnahme des heutigen Deutsch in Angriff genommen worden. Dies ist dringend notwendig. Die deutsche Gegenwartssprache befindet sich in einer starken Umwandlung; der dynamische Charakter der Sprache ist selten stärker in Erscheinung getreten als in unseren Tagen. Wer ist nicht schon vor der Frage gestanden, ob er *auf Grund, Graphik* oder in neuerer Art *aufgrund, Grafik* schreiben soll? Ist es richtig, wenn der Ansager im Rundfunk oder im Fernsehen *lebn, Koffr* ausspricht, statt nach den geltenden Regeln der Hochlautung *leben, Koffer*? Dabei sind das Probleme aus zwei Bereichen, in denen es von außen (oder von oben) gesetzte Normen gibt; trotzdem ist hier vieles in Bewegung geraten.

Noch viel stärker sind die Wandlungen in den Bezirken des Wortes und des Satzes, wo keine solche „statuierten“ Regeln bestehen. Zwar gibt es auch hier Normen, aber sie entstehen durch eine Art stillschweigende Übereinkunft der Sprachgenossen, und sie sind weniger fest und oft auch weniger verbindlich als etwa die besonders ausgeprägten und für Schule und Behörden verpflichtenden Rechtschreibregeln. Wir alle empfinden manche Vokabeln, wie sie sich noch in dem einen oder anderen ausländischen Lehrbuch des Deutschen finden mögen, als veraltet: „Die

*Knaben* spielten Fußball“, oder: „Die *Jungfrauen* sangen.“ *Knabe* wird im allgemeinen heute nur noch pejorativ gebraucht (Der ist mir ein schöner Knabe) oder aber als Ausdruck der Intimität (Grüß Gott, alter Knabe!), *Jungfrau* fast nur noch im biologischen Sinn. Aber heißt es *Friede, Glaube, Name* oder *Frieden, Glauben, Namen*, lautet die Mehrzahl *die Lager, die Generale, die Boden* oder mit Umlaut *die Läger, die Generäle, die Böden*? Kann das Genitiv-s fehlen in „die Dichter *des Barock*“, „in den Tagen *des Mai*“? Kann man schreiben: „Er sagt(e), daß er morgen *käme*“ oder „daß er morgen *kommen* würde“ oder gar „daß er morgen *kommt*“ statt des herkömmlichen „Er sagt(e), daß er morgen *komme*“? Wie beurteilen wir Sätze im sog. Nominalstil wie den folgenden: „Die Geltendmachung meines Anspruches behalte ich mir vor“? Oder abstrakte Aussageweise wie „Man baut Gebäude für Wohnzwecke“? Oder Sätze, in denen die Satzklammer aufgegeben wird: „Man muß *zurückhaltend sein* gegen Menschen, die nicht aufrichtig sind“?

Seien wir ehrlich: Fragen über Fragen! Ausländer, die mehrere Jahre nicht in Deutschland gewesen waren, und Auslandsdeutsche, die nach längerer Abwesenheit zurückkehrten, sind nicht ohne Grund erstaunt, wie sehr sich die deutsche Sprache in der jüngeren Vergangenheit verändert hat. Es ist höchste Zeit, daß der Frage nachgegangen wird, worin diese Wandlungen bestehen, damit wir ein wirkliches Bild der deutschen Gegenwartssprache bekommen. So untersuchen die jungen hauptamtlichen Mitarbeiter mit viel Idealismus den Gebrauch der Zeiten, des Konjunktivs und des Passivs, die Wortstellung, die Satzmodelle (Satzbaupläne), die Wortbildung, wobei sich überall neue Probleme ergeben, die man nicht vorausgesehen hatte. Die Aufmerksamkeit gilt auch dem Vergleich der Sprachentwicklung im Westen und im Osten Deutschlands; die Unterschiede betreffen nicht den Satzbau, sondern den Wortschatz, und sie sind zahlenmäßig gering, allerdings weisen sie in zentrale Bereiche; keinesfalls kann man von einer Sprachspaltung reden, wie es drüben wie hüben schon geschehen ist.

Ein solches Bild des heutigen Deutsch ist auch von besonderer Wichtigkeit für den Deutschunterricht, namentlich für den Unterricht im Ausland. So ist das Institut der Bitte des Goethe-Instituts gerne nachgekommen, ein sogenanntes „Grunddeutsch“ zu erarbeiten, und es hat dieses Vorhaben zu einem Schwerpunktunternehmen erklärt. „Grunddeutsch“ meint nicht eine verein-

fachte Sprache wie das „Basic English“, sondern Grundstrukturen der Grammatik wie auch des Wortschatzes. So sollen die bis jetzt weithin fehlenden sprachwissenschaftlichen Grundlagen für Lehrbücher des Deutschen erarbeitet werden, wie sie für das Französische zu einem Teil im „Français fondamental“ schon zur Verfügung stehen.

Die Untersuchungen geschehen in Mannheim mit modernen technischen Mitteln, das heißt mit Hilfe von datenverarbeitenden Maschinen. Es werden genau ausgewählte Texte verschiedener Art (Romane, Essays, populärwissenschaftliche Schriften, Zeitungsberichte, Feuilletonartikel usw.) abgeschrieben und elektronisch gespeichert, und sie stehen dann zur Auswertung unter verschiedenen Gesichtspunkten zur Verfügung und können jederzeit abgerufen werden.

Freilich soll die Beschäftigung mit der deutschen Gegenwartssprache in Mannheim nicht bloß beobachtender und registrierender Art sein, sondern auch zur Beurteilung der Vorgänge vorstoßen. Dabei darf zweifellos nicht einfach bloß die Häufigkeit von Erscheinungen von Bedeutung sein, sondern auch ihr Gewicht und namentlich ihre Stellung im Gesamten der Sprachstruktur wie der Gesichtspunkt, inwieweit sie die Ausdrucksfähigkeit der Sprache und ihre Leistungsfähigkeit als Instrument der Kommunikation steigern. Nicht zuletzt ist aber auch ein gruppenpsychologischer Faktor von Bedeutung, das sogenannte Sprachgefühl. Eine eigene Abteilung für wissenschaftlich begründete Sprachpflege ist geplant: so sollen sich die gewonnenen Erkenntnisse auch für die Sprachpraxis auswirken.

Eine Schriftenreihe „Sprache der Gegenwart“, deren erster Band („Satz und Wort im heutigen Deutsch“) soeben erschienen ist, unterrichtet die Öffentlichkeit über das in Mannheim Erarbeitete. Wie sieht die Organisation des Instituts aus? Ein Kuratorium, dem neben Vertretern der Wissenschaft auch solche der staatlichen und kommunalen Verwaltung angehören, bestimmt die Richtung der Arbeit. An seiner Spitze steht der Präsident, derzeit Universitätsprofessor Dr. Hugo Moser, Bonn, und ihm gehört auch der Direktor des Instituts, Dr. habil. P. Grebe, Leiter der Duden-Redaktion, an. Der Wissenschaftliche Rat des Instituts besteht aus etwa 70 Germanisten und Sprachwissenschaftlern, fast durchweg Universitätsprofessoren, darunter etwa 30 Ausländer aus allen westeuropäischen Ländern, aber auch aus Rußland, Polen, der Tschechoslowakei und Rumänien. Bei der Jahrestagung

pflegen sich die in- und ausländischen Mitglieder zusammen mit den hauptamtlichen Mitarbeitern zu versammeln. Es werden Fragen behandelt wie Sprachkritik und Sprachpflege, Sprachnorm und Sprachwandel, historische und gegenwartsbezogene Betrachtung des heutigen Deutsch, aber auch Einzelprobleme der geschriebenen wie der gesprochenen deutschen Sprache.

In der Zentrale in Mannheim und den Außenstellen in Bonn, Innsbruck und Kiel sind zur Zeit sieben wissenschaftliche Mitarbeiter tätig, zu denen noch die gleiche Zahl kommt, die mit Mitteln der Stiftung Volkswagenwerk für vier Jahre an dem Unternehmen „Grunddeutsch“ beteiligt sind. Ein Vergleich mit entsprechenden französischen Einrichtungen in Nancy, Besançon und etwa auch in Grenoble, die ein Vielfaches an Mitarbeitern haben, fällt sehr zuungunsten des Mannheimer Instituts aus: allein in Nancy sind etwa 120 wissenschaftliche Mitarbeiter an einem großen Wörterbuch des Französischen tätig. Sehr bescheiden ist die Zahl der Mitarbeiter vor allem aber auch im Vergleich zu der personellen Ausstattung des Instituts für deutsche Sprache und Literatur an der Ostberliner Akademie der Wissenschaften; es zählt über 140 hauptamtliche wissenschaftliche Mitarbeiter, davon allein etwa 80 auf dem Gebiete der Sprache, und es weist einen Millionenetat auf. Das hat zur Folge, daß das westdeutsche Institut schwertut, sich neben dem Ostberliner durchzusetzen.

Dabei steht das Mannheimer Institut mit dem, was in Angriff genommen worden ist, erst am Anfang. Geplant ist zum Beispiel die Schaffung einer großen wissenschaftlichen deutschen Grammatik, eines umfassenden idiomatischen deutschen Wörterbuchs; notwendig wäre auch ein großes etymologisches Wörterbuch. Andere Abteilungen des Instituts sollten sich anschließen, so zur Erforschung des Einflusses der Alltagssprache, der Fach- und Sondersprachen und namentlich der Fremdsprachen auf das heutige Deutsch. Auch auf die regionalen Unterschiede der deutschen Hochsprache, besonders in Österreich und der deutschsprachigen Schweiz, sollte das Augenmerk gerichtet werden.

Erfreulicherweise haben das Bundesministerium für wissenschaftliche Forschung und das Kultusministerium von Baden-Württemberg das Institut 1967 in ihre Haushalte aufgenommen. Zur Erfüllung seiner wichtigen Aufgaben bedarf es jedoch dringend eines großzügigen weiteren Ausbaues. Das Institut hofft, daß sich die zuständigen Stellen im Bund wie im Lande Baden-Würt-

temberg dieser Notwendigkeit nicht verschließen und die erforderlichen finanziellen Voraussetzungen dafür schaffen werden.

(„Stuttgarter Zeitung“)

## Die Doppelgängerin

(aus dem „Schweiz. Kaufmännischen Zentralblatt“)

Schon die alten Griechen und Römer... Nein, Sie brauchen nicht zu erschrecken. Obwohl... Aber Sie wissen ja: Die Alten (doch, doch, man darf sich schon so ausdrücken) haben immer irgendwie damit zu tun. Womit? Ach, wir möchten das Wort lieber nicht sagen; die Uneingeweihten erschrecken so leicht, wenn man von Grammatik spricht.

Also hinein ins Vergnügen, auf in den Kampf, munter voran, nur Mut, Zuversicht ist die Mutter großer Taten (Schiller), Gewagt! (Goethe. Explosion, Faust liegt auf dem Boden. Auch von Goethe). Oder trockener: Die *Apposition* ist ein substantivisches Attribut im gleichen Kasus. Sagt die griechische Grammatik. Ein substantivisches Attribut im gleichen Kasus heißt *Apposition*. So singt die lateinische Schwester. Und du, Jüngste, wie lautet es denn bei dir? — Die *Apposition* ist die Bestimmung eines Dingwortes durch ein anderes Dingwort im gleichen Fall. Brav, Kleine, gut gelernt und schön aufgesagt. Kannst dich setzen.

Haben wir alles? — Zwei Dingwörter, beide im gleichen Fall, das eine das andere bestimmend... Aber wie heißt denn das durch die Apposition bestimmte Substantiv? Dem geben wir einen etwas neutralen Namen und nennen es *Bezugswort*. So, nun kann's los gehen mit den Beispielen. Bezugswort: Herr Müller; Apposition: unser Prokurist. Herr Müller tritt auf im Nominativ (wer?): Herr Müller, unser Prokurist, ist verreist. (Probe: Unser Prokurist ist verreist.) Jetzt zum Genitiv (wessen?): Die Adresse Herrn Müllers, unseres Prokuristen, ist mir nicht bekannt. (Probe: Die Adresse unseres Prokuristen ist mir nicht bekannt.) Und so lautet's im Dativ (wem?): Sie können Herrn Müller, unserem Prokuristen, telefonieren. (Probe: Sie können unserem Prokuristen telefonieren.) Akkusativ (wen?): Herrn Müller, unseren Prokuristen, wollen Sie sprechen? Probe: Unseren Prokuristen wollen Sie sprechen?)